

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 58 (1954-1955)

Heft: 8

Artikel: Die vergessene Schildwache : Erzählung

Autor: Zinniker, Otto

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667362>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Wegstunde landeinwärts vom See liegt in einem Seitentalchen, das an seinem Eingang noch mit einigen Reben bestanden ist, das Hofgut Dimmerwald. Der Wanderer, den es zum erstenmal in diese weltvergessene Gegend verschlägt, hemmt vor Verwunderung den Schritt, wenn sich nach der letzten Steilkehre seinem Blick eine breite Wiesen- und Ackermulde öffnet. Inmitten des friedlichen, von Buchen- und Tannenwald umzirkelten Geländes steht im Schutze von drei Pappeln unter ausladendem Dach das mächtige Wirtschaftsgebäude mit Ställen, Scheuern und Schuppen, und jenseits des Strässchens, das hier vorüberzieht, ragt aus dem Baumgarten das Verwalter- und Gezindehaus.

Auf den Bewohnern von Dimmerwald, von den Verwaltersleuten bis zur hintersten Dienstmagd, lastete seit Wochen eine Bedrückung, die kein frohes Wort mehr aufkommen liess. Das Verhängnis dräute vom heiterblauen Himmel herab, das Dunkle lauerte aus allen Ecken und Enden. «Hast du noch nichts gemerkt heute morgen? Die Katastrophe kommt. Sie erreicht uns früher oder später, da nützt alles Kopfhängen nichts!» flüsterte man sich verstohlen zu. Gutsverwalter Kappeler, der sonst die Gemütlichkeit und das helle Lachen selber war, schlich in dieser schweren Zeit umher wie ein Schatten, mürrisch und mit eingefallenen Gesichtszügen. Die Knechte waren abgerichtet worden, jeden fremden oder verdächtigen Menschen, der sich dem Hofgut näherte, scharf zu überwachen und am Stehenbleiben zu verhindern. Denn das Verderben konnte den unerwünschten Gästen an den Fersen haften. Jeden Abend wurde «Bäri», der Bernhardiner, an die lange Kette gelegt.

Es wurde Krieg geführt im Lande. Ein unheimlicher, hartnäckiger Feind verheerte die Gegend. Ueberall, wo er auftauchte, brachte er Jammer und Entsetzen über die Bevölkerung. Seit zwei Wochen hielt er die Dörfer drunten am See besetzt, brandschatzte Haus um Haus und schickte sich an, seine Sturmtruppen nun auch zu den Siedlungen am Berg und in den Tälern vorzuschieben. Man tat alles, um den Vormarsch aufzuhalten, doch war dem Gegner mit Pulver und Blei nicht beizukommen. Er machte sich unsichtbar und wählte die heimlichsten Wege, und alle Macht, die man zu seiner Abwehr aufbot, stiess wie ein schlechtgezielter Faustschlag ins Leere. Es war die Viehseuche, die Stallpest, die aus den französischen und süddeutschen Grenzgegenden einge-

D I E V E R G E S S E N E

Schildwache

Erzählung von Otto Zinniker

brochen war und sich immer weiter gegen das Landesinnere ausdehnte.

Die Chemiker erprobten in den Laboratorien alle Kunstgriffe, um ein wirksames Mittel zur Vernichtung des Feindes zu finden; doch ihr ganzes Wissen versagte, weil man den Erreger der furchtbaren Krankheit nicht kannte. Um so eifriger machten sich im Handkehrum landauf, landab allerlei Dunkelmänner und Pfuscher auf die Fahrt und schwatzten den eingeschüchterten, gutgläubigen Leuten für teures Geld ihre wertlosen Salben und Tränklein auf. In den Ratssälen berieten die Kantons- und Gemeindebehörden Massnahmen gegen die weitere Ausbreitung des Landeschreckens. Aber es fruchtete alles nichts: die Maul- und Klauenseuche frass sich mit unersättlicher Gier von Heimwesen zu Heimwesen und legte die prachtvollsten Viehbestände nieder. Wo in dem gesegneten Landstrich Zufriedenheit und Wohlergehen zu Hause waren, herrschten binnen kurzem Angst und Elend. Manchem verhärteten Bauern, dessen Leben Arbeit und Sorge gewesen, trieb es Tränen der Verzweiflung in die Augen, wenn er hilflos zusehen musste, wie die guten Tiere losgebunden und zur Schlachtbank geführt wurden.

In den Dörfern und Weilern versahen Landsturmsoldaten in blauer Uniform die Seuchewache. Die Grosszahl der Gehöfte war eingezäunt und mit Quarantäne belegt. Wer sich von auswärts oder aus einem bisher verschont gebliebenen Bauernhaus über die Strasse begab, wurde vom Posten angehalten und von den Schuhsohlen bis hinauf zu den Knien mit einer bräunlichen, übelriechenden Brühe desinfiziert. Der durchgehende Verkehr war gelähmt, denn zwischen zwei Dörfern musste man die Waschung oft mehrere Male über

sich ergehen lassen. Dazu wurden einige Brücken und Stege gänzlich gesperrt. Am besten kam davon, wer sich den Anordnungen und Prozeduren ohne Sträuben und Widerrede fügte. Die von der Regierung aufgebotenen Landstürmle, die sich zu einem grossen Teil aus der Stadt rekrutierten, erfüllten mit Takt und Umsicht ihre Pflicht; Feldweibel und Fourier sorgten für ihr Wohlergehen; daneben waren sie in den dienstfreien Stunden einem Kegelschub oder vaterländischen Jässchen nicht abgeneigt. Die unter die Fahne gerufene Kompagnie lag stundenweit über die heimgesuchte Gegend zerstreut, so dass der Zusammenhang unter den einzelnen Wachabteilungen von Anfang an recht locker war. Fortwährende Verschiebungen und Umstellungen der Posten rissen die Truppe noch weiter auseinander, so dass sie der Aufsicht der Vorgesetzten fast völlig entzogen war.

Dimmerwald zählte zu den grössten Gutsbetrieben im Seegebiet. Verwalter Kappeler traf alle erdenklichen Vorsichtsmassregeln, um den Seuchenzug vom Anwesen fernzuhalten. Bei der blosen Vorstellung, die dreissig Kühe und Rinder könnten von der Krankheit getroffen werden, lief es ihm heiss und kalt über den Rücken. Denn das musterhaft gepflegte, stattliche Vieh war von jeher der Stolz und die Zierde des Hofes gewesen. Es lag eine Verantwortung auf Kappelers Schultern, die ihm in diesen Unglückswochen schwer zu tragen gab. Obwohl Dimmerwald von der Aussenwelt so gut wie abgeschlossen war, hiess es, aufs schlimmste gefasst zu sein.

Der Sommer kam, der Heuet war da. Alles, was Hände hatte, arbeitete auf den Wiesen. Der Hof lag unbewacht im wabernden Sonnenglast; keinem Menschen von drunten am See war nurmehr der Zutritt auf den Grund und Boden verwehrt, und der Verschleppung der Pest standen alle Türen offen. Jetzt verwirklichte Verwalter Kappeler einen längst erwogenen Gedanken. Bei Einbruch der Dunkelheit kloppte er beim Kommando der Landsturmkompanie im Hauptort des Amtes an. Die Ordonnanz begleitete ihn in den Gasthof «Zum wilden Mann», wo der Befehlshaber, ein schnauzbärtiger, rundlicher Hauptmann, mit einem Oberleutnant und zwei Handwerksmeistern in Zivil im Nebenstübchen den dritten Liter Landwein herausjassten. Die Ordonnanz riss die Absätze zusammen, wartete das Ende des laufenden Spieles ab, dann meldete sie stramm den Herrn Verwalter Kappeler vom Dimmerwald-Hof. Der Oberkom-

mandierende, säuerlich lächelnd ob der Störung, netzte den rechten Daumen am Schreibtafelschwämmchen, erhob sich, reichte dem Besucher die Hand und erkundigte sich nach seinem Begehr. «Ihr könnt abtreten, Füsilier», fertigte er mit einem Seitenblick die Ordonnanz aus der Stube.

Verwalter Kappeler war ein Mann von Bildung und Anstand, der sich einem Offizier gegenüber manierlich zu benehmen wusste. «Herr Hauptmann, vollenden Sie ruhig Ihren Jass! Mein Anliegen eilt keineswegs, und übrigens habe ich Zeit, Ihnen ein wenig in die Karten zu gucken, sofern Sie das erlauben. Man lernt auch im Spiel nie aus.»

Der Hauptmann, der bereits einen ansehnlichen Gartenhag von Soll-Strichen auf dem Tafelrahmen sitzen hatte und förmlich darnach fieberte, die Niederlage nach Möglichkeit auszugleichen, liess sich das nicht zweimal sagen, sondern bat den hergeschneiten Gast auf einen Stuhl an der Schmalseite des Tisches, worauf der Kampf seinen Fortgang nahm.

Es wurde zehn Uhr, es wurde elf Uhr, und im Nebenstübchen «Zum wilden Mann» wurde noch immer auf den Tisch geschlagen, dass die Flasche und die Gläser tanzten. Und Kappeler hatte im Eifer des Zuschaus vollkommen vergessen, welche Sorgen ihn hergeführt. Endlich, gegen Mitternacht, wurde Gefechtsabbruch geblasen. Mit leicht vom Zungenschlag gehemmter Stimme wandte sich der Hauptmann an den Herrn Verwalter: «Donnerwetter, habe ich Sie aber lange warten lassen! Entschuldigen Sie, bitte — es tut mir wirklich leid!»

«Nichts zu entschuldigen, Herr Hauptmann, gar nichts!» wehrte Kappeler ab, «es war für mich ein grosses Vergnügen, in Ihrer Gesellschaft verweilen zu dürfen.» Und nach einem tiefen Atemzug brachte er endlich seine Wünsche vor. Mit wohlbedachten Worten schilderte er die gefährliche Lage, in die der Gutshof durch die Heuarbeiten geraten war, und beschwor die lähmende Aufregung und Furcht vor dem Stallfeind. «Kurz und gut», schloss er, «Sie würden mich von einer gewaltigen Sorge befreien, wenn Sie sich dazu verstehen könnten, zwei Ihrer Landsturmsoldaten als Seuchenwache nach Dimmerwald abzukommandieren.»

Kappeler hätte keinen bessern Augenblick wählen können, denn der Befehlshaber befand sich, nachdem er die Schlappe beim Spiel ein biss-

chen aufgeholt, in jener Stimmung, in der man eine Welt verschenken würde.

«Ihrem berechtigten Verlangen soll entsprochen werden, Herr Verwalter. Am besten, Sie nehmen die Leute gleich mit. Oder wie?»

«Wie Sie denken, Herr Hauptmann!»

«Herr Oberleutnant, wecken Sie sofort zwei Mann! Vollständige Packung. Abmarsch in einer Stunde vor dem Wirtschaftslokal.»

Der Oberleutnant, ein aufgeschlossener, dünner Bursche, machte sich ungesäumt an die Ausführung des Befehls.

Mit den beiden Landstürmern, die dem Hoftgut Dimmerwald grosszügig und gleichsam aus dem Handgelenk auf unbestimmte Zeit als Seuchenwache zugeteilt wurden, stieg Verwalter Kappeler in den ersten Morgenstunden ins Tal hinauf.

Es war ein müheloser Dienst, den die zwei nicht mehr ganz jungen, noch unbewiebten Füsiliere, Finimondo Luigi und Wehrli Valentin, auf Dimmerwald zu versehen hatten. Unter der Obhut des dankbaren Verwalterehepaars blühte ihnen ein Herren- und Faulenzerleben, wie es der Himmel nur an seine besondern Lieblinge zu verschenken pflegt. Die Frühkirschen dunkelten bereits der Reife entgegen. Ein Farbenrausch und ein Duften allerenden verwandelten das Tälchen in einen wahren Zaubergarten. Morgens und abends streiften die Rehe auf zierlichen Beinen zur Tränke an den quellfrischen Bach, der am Hof vorüberplauderte, und in den milden Nächten drangen die Eulenrufe aus dem nahen Wald in den tiefen Urweltfrieden.

Frau Kappeler steckte den Landstürmern offen und heimlich die saftigsten Bissen aus der Küche zu, so dass sie den Leibgurt schon nach einer Woche um ein Löchlein weiter schnallen mussten. Die offensichtliche Bevorzugung vergalteten sie durch allerlei Handreichungen in Haus und Feld. Als Leute, die man nicht mit der Nase auf eine Arbeit zu stossen brauchte, fügten sie sich von selbst in den weitläufigen Gutsbetrieb ein. Finimondo, seines Zeichens Anstreicher und Gipser, war ein über den Gotthard ausgewanderter Tessiner, der sich in der deutschen Schweiz zum Militärdienst gestellt hatte. Kurz und gedrungen von Wuchs, war an dem quecksilbrigen Gesellen immer etwas in Bewegung; seine Augen leuchteten unter den buschigen schwarzen Brauen überallhin, und das Kauderwelsch seiner klangvollen Stimme erfüllte den Hof mit lustiger Musik, Wehrli, im Zivilleben Wagner, entstammte einem aargauischen Ge-

schlecht am Fusse der Staffelegg; er war viel langsamern Blutes, blond und versonnen, und übertrugt seinen Waffenbruder beinahe um Haupteslänge.

Vom Gesinde unterschieden sie sich bald nur noch durch das blaue Ehrenkleid des Vaterlandes. Tagsüber halfen sie abwechslungsweise beim Heuen mit. Und als das Dürrfutter eingebracht war, weisselte der Tessiner Decken und Wände, während der Handwerker aus dem Kultuskanton im Räderwerk des Wagenparkes einige ausgebrochene oder schadhafte Speichen ersetzte. Sie wurden je länger je unentbehrlicher. Merkwürdig war nur, dass sich kein Vorgesetzter um sie bekümmerte und dass der fällige Sold ausblieb. Aber das nahmen die beiden vom Kompagnieverband abgesplittenen Soldaten auf die leichte Schulter. Was hätte, da sie als rechtschaffene, dienstwillige Männer von sich aus Ordnung zu halten verstanden, ein Offizier auf Dimmerwald wohl zu tun gehabt? Das Hauptquartier konnte sie getrost ihrem Schicksal überlassen. Das Soldguthaben aber, auf das sie dereinst mit deutlichen Worten zu sprechen kommen wollten, war beim Fourier weit sicherer aufgehoben. Was sie zum Dasein brauchten, gab ihnen der Hof in reicher Fülle. Solange man sie in ihrer ländlichen Ruhe liess, fanden sie keinen Grund, höhere Mächte zu alarmieren. Ihretwegen mochte der Seuchenkrieg, der ihnen so sehr zum Glück ausschlug, noch Monate und Jahre dauern. Der überlegenen Strategie des friedlichen Feldzuges zollten sie ihre ungeteilte Anerkennung. Wie scharf sie auch wachten und spähen, es zeigte sich kein böser Feind, der ihnen da oben ans Leben wollte.

Wenn das Tagewerk in Stall und Scheune beendet war, setzte sich Verwalter Kappeler mit dem Meisterknecht und dem von der Wache abgelösten Soldaten zu einem feierabendlichen Plauderstündchen auf das Bänklein vor dem Haus. Die Luft war laut und mit süßlichem Stallgeruch durchzogen. Und indes da draussen die politischen Lage und die Landesfragen bei einem Trunk Burgunder aus weitbauchiger Flasche einer verständigen Erörterung unterzogen wurden, besprach die Frau Verwalter in der getäfelten Stube mit der Grossmagd das Arbeitsprogramm für den nächsten Tag. Eines Abends sah sich Herr Kappeler zu der bittern Eröffnung genötigt, der Weinvorrat sei zur Neige gegangen, so dass man sich vorübergehend mit Apfelmast begnügen müsse. Der Vertreter des Burgunderlieferanten hätte längst in die Gegend

kommen sollen. «Aber die Seuche, die Seuche! Allen spielt sie mit.»

Füsiler Finimondo, der diese Erklärung schon lange erwartet zu haben schien, zupfte mit Daumen und Zeigefinger an seinem schwarzen Schnäuzchen, schumzelte über das sonnengebräunte Gesicht und verkündete mit grosser Gebärde: «Herr Verwalter, ha-n-i scho dra dänkt, as Wy nid immer länge.»

«Bitte, was schwafelt Ihr da?»

«Ha-n-i dorum scribe mini Brueder, wo isch Wyhändler im Lugano, muess mir schigge eini Fässli Barbera.»

«Ich glaube wahrhaftig, Ihr seid verrückt geworden!» begehrte Kappeler allen Ernstes auf.

«No, no, signore! Ha-n-i grad hüt der Avis übergo, as Wy isch ago mit di Schiff. Bruche nume schigge der Chnächt go hole mit der Carli. Ig sälber ga nit goh, muess ig stoh auf de Wach.»

Der Verwalter fügte sich wohl oder übel der vollendeten Tatsache und versprach, sich des Transportes anzunehmen.

Das Wohlleben auf dem Hofgut Dimmerwald nahm seinen ungestörten Fortgang. Der Vorsommer wechselte alsgemach in den Hochsommer hinüber, und unversehens stand die Getreideernte vor der Türe. Luigi Finimondo und Valentin Wehrli legten sich energisch ins Zeug; sie schwangen die sirrende Sense durch die Halme, banden Garben, schwitzten und stillten den Durst. Dass sie Soldaten waren, merkte man überhaupt kaum mehr, denn ihre einstmals blaue, achtunggebietende Hose war von den bäuerlichen Arbeiten so abgewetzt, dass sie alles Militärische verloren hatte. Aber dass sie im Seuchenkrieg standen, erkannte man immerhin daran, dass einer stets die Runde um das Wirtschaftsgebäude machte, während der andere auf dem Felde mithalf.

Die beiden Landstürmer besasssen keine Angehörigen, die sich nach ihnen sehnten, keine Verrichtung zu Hause, die dringend ihre Anwesenheit forderte. Sie waren freie Männer, denen niemand nachfragte. Dazu war das Wetter so schön, der Dienst so leicht, Speise und Trank so gut, dass sie rund und fett wurden, wie der Prinz im Märchen. Und rundum lag das stille friedliche Land. Die Sonne ging in ihrem höchsten Glanz steil über die Erde; die Tage schritten in bunten Farben wie Herolde des Lichtes dem Herbst entgegen, und noch immer hielt sich die Stallpest in einigen entfernten Dörfern eingenistet. Aber Dimmerwald war gerettet, und aus diesem Grund erhob sich

die Frage, ob die Soldateska nicht nachgerade entbehrlich wäre. Vielleicht, dass sie in einer bedrängten Gegend mit grösserm Nutzen eingesetzt werden konnte.

Um diese Angelegenheit ins Reine zu bringen, unternahm Verwalter Kappeler eines Nachmittags im September einen Gang ins Hauptquartier. Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er den Ort vom Militär entblösst. Im Gasthof «Zum wilden Mann», wo er, des vergeblichen Suchens nach dem Oberbefehlshaber, dem trinkfesten Hauptmann, müde, sich zu einem Schoppen niederliess, wurde ihm der Bescheid, die Truppe sei vor zwei Wochen entlassen worden. Die Offiziere hätten mehrere Tage benötigt, die arg auseinandergerissene Landsturmkompanie zusammenzutrommeln.

«Sind alle Posten gefunden worden?» forschte Verwalter Kappeler.

«Zweifellos. Man hat zum mindesten nichts Genteiliges gehört», antwortete der Gastwirt.

«Merkwürdig. Verdammt merkwürdig!» brummte Kappeler und schüttelte den Kopf.

Es war noch heller Tag, als der Verwalter auf das Hofgut zurückkehrte. Ungesäumt beriet er sich mit seiner Frau, was angesichts der ungewöhnlichen Lage der Dinge zu geschehen habe. Der kluge Hausgeist vermochte ihn zu bereden, die vorzunehmenden Schritte dem Gutfinden der Soldaten anheimzustellen, um der persönlichen Verantwortung für alle möglichenfalls eintretenden Folgen enthoben zu sein. «Sprich mit ihnen, und zwar sofort!»

Und Kappeler tat, wie ihm befohlen. Finimondo und Wehrli schnitten lange Gesichter, als sie im Büro des Hofverwalters die unerfreuliche Botschaft entgegennahmen. Einige Augenblicke gähnte eine abgrundtiefe Stille zwischen den drei Männern. Die Füsiliere wussten, dass sie jetzt etwas sagen sollten; sie wussten auch, dass diese Stunde den Schlusstrich unter den schönsten Abschnitt ihres Lebens zog. Diese Erkenntnis legte sich wie ein Zentnergewicht auf ihre brave Soldatenbrust.

Während Wehrli seine Pfeife neu einfüllte, äusserte er mit Bedauern und Rührung in der Stimme: «Ich spüre, was der Herr Verwalter denkt: dass wir alles, was uns hier ans Herz gewachsen ist, verlassen sollen. Aber für unsren Hauptmann wird es kein guter Tag sein, an dem wir uns zurückmelden werden.»

«Wieso? Was meint Ihr damit?»

«Weil er unsren abgelegenen Posten ganz einfach vergessen hat.»

«Glaubt Ihr das bestimmt?» fragte Kappeler.
«Sicuro, sicuro! Hei mir au keini Sold übergo!» kam Finimondo seinem Waffengefährten zu Hilfe.

«Ein schlechter Offizier ist unser Hauptmann nicht, er liebt nur den Wein ein bisschen zu sehr», nahm Wehrli seinen Vorgesetzten in Schutz. «Damals, als Sie uns holten, Herr Verwalter, hat er uns grosszügig weggeschenkt, um sich am nächsten Morgen an nichts mehr zu erinnern.»

Ein Lächeln verzog die Mundwinkel des Verwalters: «Dann bin ich der Meinung, dass wir das kurze Gedächtnis des guten Mannes nicht länger ausnützen und den Posten Dimmerwald einziehen sollten.»

«No, no, blibe mir do, bis de Fässli Barbera isch leer!» flehte Finimondo. «Ha-n-i Wy nid be stellen für nüt!»

«Ganz richtig! So Hals über Kopf rennen wir nicht davon. Eine Woche früher oder später kommt genau aufs gleiche heraus», erklärte Wehrli.

«Fortjagen mag ich euch wirklich nicht nach allen wackern Diensten, die ihr dem Hof erwiesen habt. Doch muss euch ganz genau bewusst sein, was ihr tut», gab Kappeler schliesslich nach.

«Mues e geini Angst ha, signore Verwalter. Wenn passiere dummi Gschichte, mir si-n-i selber schuld. Wenn isch geini Barbera meh im Fässli, dann addio la caserma!» sang freudestrahlend Finimondo.

*

Es geht oft seltsam zu auf der buckligen Erde. Ausgerechnet zu dieser Zeit machte Füsiliere Wehrli eine Entdeckung, die ihn überraschte und im Innersten aufwühlte: war es möglich, dass Marianne, die Tochter des Verwalters, ihn nicht ungern zu sehen schien? «Ich vernagelter Tropf, dass ich das erst heute merke, da unsere Tage auf Dimmerwald gezählt sind! War ich denn mit Blindheit geschlagen?» haderte er mit sich selber. In seiner Seele sah es aus, als wäre alles von unten nach oben gekehrt. Er suchte nun das Mädchen, bei dem er einen mächtigen Stein im Brett zu haben glaubte, tagaus, tagein mit den Augen zu erhaschen; er strich ihm nach und lauerte ihm auf. Marianne erschien dem schüchternen Junggesellen als das Begehrenswerteste, Beglückendste, was der Himmel zu vergeben hatte. Etwas Neues, Ungewohntes brach in ihn ein und verstörte sein Herz. Der frohgemute Blick, mit dem sie ihn unbefangen grüsste, der leichtbeschwingte Schritt, die Anmut ihres Antlitzes verzauberten ihn so sehr in allen

Tiefen, dass er um den Preis ihres Besitzes barfuss nach Wladiwostok gepilgert wäre.

In der gemeinsamen Soldatenkammer flüsterte Wehrli zuweilen ihren Namen: «Marianne». Und gewöhnlich hängte er an die weichen, wohltonenden Silben, die ihm wie göttliche Musik in die Ohren rauschten, einen langgezogenen Seufzer, der seiner ganzen Liebesnot Ausdruck verlieh. Einmal erwachte darob Luigi Finimondo, der sich erschrocken im Bett aufrichtete und ins Dunkel starrte: «Santa Maria, wo brennt's!?»

«Schlaf ruhig weiter, Kamerad!» echte es aus dem Nachbarbett, «ich habe bloss geträumt.»

Valentin Wehrli versah trotz allem gewissenhaft wie zuvor seinen Dienst, in den Stunden der Ablösung aber trieb er wie verloren umher. Ihn quälte die Frage, ob er, ehe die Herrlichkeit auf Dimmerwald zu Ende ging, eine Gelegenheit finden werde, Marianne seine Gefühle anzuvertrauen. In den kurzen Augenblicken, da er in der Hofstatt oder im Baumgarten an ihr vorüberschritt und den Duft ihres Haares und Gewandes zu atmen meinte, klopfte ihm das Herz bis zum Halse. Doch weil er sie nicht anzusprechen wagte, kroch nach jeder Begegnung etwas Stumpfes und Müdes in ihm auf. Dann konnte er reglos dasitzen und vor sich in den Boden starren. Das Leben auf dem Hofgut wurde ihm zur süßen Pein.

Und plötzlich kam der jähre Abbruch. An einem Freitagnachmittag entstand grosse Aufregung im Wohngebäude. Die Militärbehörde hatte angekündigt und den Herrn Verwalter zu sprechen verlangt.

«Zwei Füsiliere der bereits vor drei Wochen demobilisierten Landsturmkompanie, Wehrli Valentin und Finimondo Luigi, werden vermisst. Nachforschungen haben ergeben, dass die Genannten auf den Posten Dimmerwald disloziert worden sind, wo sie sich heute noch befinden müssen.»

«So ist es», bestätigte Verwalter Kappeler.

«Die Leute haben sich binnen vierundzwanzig Stunden zur Auszahlung des Soldes auf ihrem Sammelplatz einzufinden. Die Verspätung ihrer Entlassung ist auf einen Fehler, einen Schlendrian in der Führung der Stammkontrolle zurückzuführen. Die Verantwortlichen sind festgestellt.»

Der Verwalter versprach, alles ordnen zu wollen.

Dies war das unwiderrufliche Ende des grossen Seuchenkrieges. Die beiden Landstürmer, obwohl durch den telephonischen Marschbefehl wie aus den Wolken gefallen, schickten sich als Männer,

die gehorchen gelernt haben, ohne Murren ins Unvermeidliche. Gründlich reinigten sie noch am selben Abend ihre Waffen und Kleider, unternahmen mit wehmütigen Gedanken einen letzten Rundgang ums Gehöft und packten oben in der Kammer ihre Siebensachen zusammen, um sich am frühen Morgen in Bewegung setzen zu können.

Nach dem Nachtessen wurde zu Ehren der treuen Soldaten eine bescheidene Schlussfeier veranstaltet. Man versammelte sich in der grossen Stube in einer Stimmung von Abschied und Fortgehen, die aber bald aufgelockert wurde durch den dunkelroten Barbera, den man aus dickwandigen Bauerngläsern trank. Der kleine schwarze Finimondo beteuerte ein über das andere Mal, nicht zu Bette gehen zu wollen, bevor der letzte Tropfen gebodigt sei. «Ah, che vino buono, che vino buono!» stöhnte er bei jedem Schluck.

Valentin Wehrli verharrte in Bedrückung und Schweigen. Der letzte Abend auf Dimmerwald fiel ihm schwer ins Gemüt. Ihm gegenüber hing an der Wand ein Kinderbild Marianne, das Werk eines Malers drunten am See, der mit Verwalter Kappeler befreundet war. Das in hellen Farben gehaltene Kindergesicht war eingefasst von zwei blonden Zöpfen, die über die Schultern bis zu den Hüften hinunterreichten; der zwingende Blick aus dem Bilde war hartnäckig und in stummer Frage auf ihn, Valentin, gerichtet. Mit den gleichen ausdrucksvollen Augen hatte ihn die wirkliche Marianne, die in der Nähe der Türe sass, soeben noch angeschaut. Um dem Sturm in seinem Innern einen Halt zu bieten, umklammerte der verliebte Füsiler, in den Stuhl zurückgelehnt, mit beiden Händen die Tischkante. Er taute erst dann notdürftig auf, als der Meisterknecht auf allseitiges Drängen hin seine Handorgel herbeiholte und ihr einige frohmachende Weisen entlockte.

Zu vorgerückter Stunde wurde eine kalte Platte mit Bauernwurst, geräuchertem Speck und Schinken aufgetragen. Die Leute langten tüchtig zu. Zwischenhinein richtete Verwalter Kappeler ein paar Worte an die kleine Gemeinde: «Der Seuchenfeldzug ist beendet; Dimmerwald ist mit dem Schrecken davongekommen. Wenn wir dies festhalten, wollen wir mit aufrichtiger Teilnahme jener gedenken, denen der heimtückische Feind schonungslos die Ställe verwüstet hat. Den beiden

Soldaten, die uns vor einem ähnlichen Jammer bewahrten, drücken wir heute kräftig die Hand. Wenn sie uns in wenigen Stunden verlassen, um ihre bürgerliche Arbeit dort wieder aufzunehmen, wo sie sie vor Monaten liegen gelassen haben, geben wir ihnen unsern herzlichen Dank mit auf den Weg. Sie scheiden vom Hofgut als Männer, denen unsere Achtung und Freundschaft gehört. Ich hebe mein Glas auf ein Lebewohl und ein Wiedersehen!»

Finimondo versuchte über den Tisch hin mit allen noch einmal anzustossen, was ihm aber mühsam gelang. «Sicuro, signore Verwalter, gome-n-i ganz sigger wieder einisch!»

Valentin Wehrli hatte nach Kappelers letzten Worten mit einem schüchternen Blick Marianne gesucht, nicht die auf dem Bilde, sondern die wirkliche und lebendige dort drüben bei der Türe. Und aus ihrem zu ländlicher Schönheit erblühten Antlitz war ihm ein Lächeln zuteil geworden, das ihn so randvoll mit Seligkeit erfüllte, dass er nun wieder nicht mehr wusste, wie er sich benehmen, was er mit seinen Händen anfangen sollte. So war ihm denn im Grunde der Dinge geholfen, als der Hausherr bald nachher die Tafel aufhob.

Die Knechte und Mägde schoben sich als erste aus der Stube. Und wie sich auch die beiden Füsiliere zum Gegen anschickten, drückte Verwalter Kappeler jedem eine Zwanzigfrankennote als Reisegeld in die Hand.

«Das wäre aber nicht nötig gewesen», sagte Wehrli sperrig und unbeholfen.

«Keine falsche Bescheidenheit! Ihr habt das redlich verdient.»

«Mille grazie, mille grazie!» jauchzte Finimondo, indem er seine wohlgenährte Gestalt vorsichtig durch die Türöffnung brachte.

Als sie am Morgen darauf in aller Frühe unter dem frischgebürsteten Tschako, mit angehängtem Tornister und Gewehr über die Hofstatt wegmarschierten, wurde oben in der Verwalterwohnung ein Vorhänglein handbreit zur Seite geschoben, und am Fenster erschien das Gesicht Marianne, die goldene Wucht der Haare umrahmte ihre vollen Wangen. Im Gleichschritt hoben sich die Soldaten aus ihrem Dasein. Und als sie in der Ferne auf dem Strässchen für immer entschwanden, schloß Marianne noch einmal ins warme Bett zurück.